

Abenteuer im Land wo die Hasen Husen haasen, die Kartoffelknödel in der Armbeuge gerollt und von grünen Hügeln von Matronen lauthals ins Land rufen.

Bayreuth:

Nun also Oberfranken. Dieser fränkische Landstrich liegt zwar in Nordbayern, aber vor gar nicht so langer Zeit, war sein herrschaftlicher Bezugspunkt viel weiter im Norden gelegen. Es war preußisch-brandenburgisches Herrschaftsgebiet. Aus diesem Grund wurde auch Humboldt in diese Gegend versetzt. Bayreuth ist als strategische Basis für Touren nahezu ideal. Es hat einen Bahnhof und 2 Autobahnanschlüsse. Fehlt nur noch eine Unterkunft. Da bietet sich zunächst der Goldene Anker an, ältestes Haus am Platz und in die Liste des UNESCO-Welterbe aufgenommen. Schlafen wie Thomas Mann. Alternativ geht das ähnlich geschichtsträchtig auch in Goldkronach im Meister Bär Hotel, einem von Humboldts fränkischen Wohnsitzen, oder in der Hartl Lindenmühle in Bad Berneck.

Zurück also in der Heimat von Vater, Großeltern und zeitweiligem Studienort meines Sohnes. In Erinnerung geblieben sind schier endlose Fahrten von Süden nach Norden mit Isetta und Käfer, bei denen irgendwann nichts mehr im Magen war, dafür dieser gefühlt jeden Tag bei einer neuen „Kerwa“ wieder gefüllt wurde. Bratwürste vom Stand und ungewohnte Baulücken vergangener Industrien und Brauereien. Schönes Wetter muss man bei diesem Aufenthalt aber schon erwischen, bei Regen kann das eine ziemlich triste Gegend sein. Nicht umsonst behält der Bonmot von Victor von Scheffel über Gößweinstein heute noch seine Gültigkeit: „Belletriste? Belle warste, triste biste, siehste, wie de biste, Belletriste“. Bayreuth mit seiner altdeutschen Bausteinigkeit erheitert da nicht wirklich. Da helfen auch Wagner und Jean Paul nicht weiter. Letzterer hat den Ort auch nur mit viel heimischen Bier ertragen, Ersterer hat ihm den Marsch dazu geblasen. Und der Sohn ist auch schon lange wieder weg. Also kann man sich aufs Wesentliche konzentrieren: Fahren, schauen – essen, trinken, zunächst in Bayreuth auf Gedächtnistour zu Markgräfin Wilhelmine und anderer Prominenz, dann auf Goldsuche mit Humboldt und schließlich in das fränkische Mythenland.

1. Tour Bayreuth: Markgräfin Wilhelmine Gedächtnistour

Ohne die drei Stadtheiligen Wilhelmine, Jean (Paul) und Richard (Wagner) geht gar nichts in Bayreuth. Die Beschäftigung mit diesen Herrschaften sind unbedingte „musts“ in Bayreuth. Aber vielleicht kann man sich ihnen auch anderes nähern?

Die Schwester von König Friedrich dem Großen, dem Alten Fritz, Markgräfin Wilhelmine wurde zur Stärkung der preußischen Südflanke nach Franken verheiratet, genau so wie dies ihrer angeheirateten Ahnin Christiane Eberhardine von Brandenburg – Bayreuth mit dem damals als flatterhaft geltenden sächsischen König August dem Starken passierte. Von Preußen war sie ein anderes Kulturleben gewöhnt, als das, welches sie hier vorfand. Also musste sie kräftig in bauliche und inhaltliche Veränderungen investieren. Noch heute zehrt Bayreuth dankbar davon. Irgendwo muss die Radtour ja starten, also warum mit gleich in centro, am Markgräflichen Opernhaus.

Das freistehende barocke Hoftheater wurde anlässlich der Hochzeit ihrer einzigen Tochter, Elisabeth Friederike Sophie, mit Herzog Carl Eugen von Württemberg 1748 errichtet. Es folgt dem Typus des italienischen Logentheaters. Das aus Holz und Leinwand gefertigte, vollständig erhaltene Logenhaus ist als selbsttragende Konstruktion in die steinerne Gebäudehülle eingestellt. Der Innenausbau des Theaters erfolgte in kürzester Zeit mit zum Teil vorgefertigten und außerhalb der Baustelle bemalten hölzernen Architekturgliedern und

gefassten Skulpturen. Zuschauerraum und Bühne bilden eine Einheit. Dem großen, von Säulen gerahmten Bühnenportal steht an der Rückseite des Zuschauerraums die Fürstenloge gegenüber. Wie an der Bühnenfront dient auch hier das Skulpturenensemble der Verherrlichung der Dynastie der Hohenzollern und seiner Auftraggeber, Markgraf Friedrich und Markgräfin Wilhelmine von Brandenburg-Bayreuth. In weniger als vier Jahren Bauzeit entstand von 1744 bis 1748 unter Federführung von Vater und Sohn Bibiena ein Meisterwerk barocker Festarchitektur. Seine Vorbilder waren die größten Opernhäuser ihrer Zeit, Wien und Dresden.

Ein Eindruck von der ursprünglichen Farbigkeit des Logenhauses konnte durch die von 2013 bis 2018 durchgeführte umfassende Restaurierung wieder gewonnen werden. Mit zahlreichen illusionistischen Effekten erzeugt die barocke Malerei ein überwältigendes Raumerlebnis. Nicht zuletzt deshalb wurde es schon vor seiner Renovierung 2012 von der UNESCO als einzigartiges Monument der Fest- und Musikkultur des 18. Jahrhunderts in die Liste des Weltkulturerbes eingetragen.

Nicht weit vom Opernhaus entfernt, etwas versteckt am Beginn der Fußgängerzone, liegt die jüdische Synagoge, die eher wie ein Hochsicherheitstakt denn eine kulturelle und religiöse Einrichtung anmutet. Menschen, die die Vergangenheit nicht so sehen wollen, wie sie war und auch heute noch einen Sündenbock für all die Widrigkeiten des Lebens suchen, ist dies leider geschuldet. Einer davon war der andere Stadtheilige, Richard Wagner. Zu dem alten Antisemiten, der ausgerechnet den jüdischen Dirigenten Hermann Levi von Münchner Hoforchester übernehmen musste, pilgert heute noch eine kulturelle Elite auf den „Grünen Hügel“ hinauf. Wer nach bängen, manchmal jahrelangem Warten eine Karte ergattert hat, ruiniert sich nach 8 Stunden Darbietung auf schmalen Sperrsitzen freiwillig Rücken und Blase. Kultur hat halt immer auch etwas mit (Mit-)Leiden, Aushalten (können) und Dabeisein zu tun.

Auf Schritt und Tritt begegnet einem in der Altstadt auch der dritte Stadtheilige, **Jean Paul**, eigentlich Johann Paul Friedrich Richter. Er wurde in Wunsiedel 1763 als Sohn eines Kantors geboren. Die glücklichsten Tage seiner Kindheit verbrachte er, wie er in seiner *Selbstlebensbeschreibung* ausführt, in Joditz. Nach der Übersiedlung der Familie nach Schwarzenbach, fand Paul in einen Pfarrer einen Förderer seiner Lesegier. Paul las alles, was ihm vor die Finger kam und exzerpierte das Gelesene in Zettelkästen. Wer sich hier an Arno Schmidt erinnert fühlt, täuscht sich nicht. Die geistige Verwandtschaft ist evident. Auch die Studienjahre an der Leipziger Universität und die Rückkehr nach Hof waren mit Lesen und Schreiben ausgefüllt. Die kleinbürgerliche Welt, das beschränkte Leben mit seinen zufriedenen, dabei aber auch leidenden Menschen und vielfältige Todeserfahrungen bestimmte sein literarisches Schaffen. Am skurrilsten ist wohl die „Rede des toten Jesus Christus“ seines *vergnügten Schulmeisterlein Maria Wutz*.

Mit dem Ruhm kamen auch die Frauen. Sie umschwärmten ihn wie die sprichwörtlichen Motten das Licht. Und Paul ließ sich nicht zweimal bitten. Es folgten 10 Jahre mit Reisen in die geistigen Zentren seiner Zeit, neuen Wohnungen, Freundschaften und Liebschaften. 1804 ließ er sich in Bayreuth nieder, gründete eine Familie, wurde „hausväterlich“ und kokettierte sogar noch damit: „Ich bin ein Spießbürger“ (so äußerte er sich gegenüber den Dichter Varnhagen von Ense). Das war er wohl in seiner Lebensweise, die oft bespöttelt wurde. In seiner Dichtung war er das ganz und gar nicht.

Mit seiner dissonanzvollen, buntscheckigen Schreibart, voller wortmusikalischer Virtuosität, Ironie und Satire, skurril verschnörkelt und romantisch bewegt, baute er eine „Riesenbühne“,

auf der personifizierte Lebenshaltungen und Weltanschauungen ihr verwinkeltes, oft unüberschaubares Spiel treiben konnten. Das hört sich kompliziert an und erschwert auch dem heutigen Leser vielfach dem Zugang zu seinem Werk. Viele Anspielungen sind zeitbedingt und nicht mehr ohne weiters nachzuvollziehen. Auch die vielfachen Wechsel der Personen erschweren das Verständnis. Was bleibt, ist die Liebe. Sie ist für ihn das höchste Zeichen der Welt- und Schöpfungsfreude, die den Liebenden das Urwesen der Seele offenbart. Der Paulsche Überschwang mag heute vielleicht sentimental oder schwülstig „rüberkommen“, mit seinem Traum von Seeligkeit trifft er aber auch den heutigen Zeitgeist ziemlich genau. Hugo von Hofmannsthal hat einmal darüber gesagt: „dieses Seelenhafte, das Aufgeschlossene, die grenzenlose gesellige, zarte Gesinnung ist uns in der Wüste des Verstandes verloren gegangen.“ Paul hat sie sich und uns erhalten.

Bis zu seinem, schon 35 Jahre vorher visionär erfahrenen Tod, blieb Jean Paul der Ruhm und der Erfolg treu. Er war der erste deutsche Schriftsteller, der vom Schreiben leben konnte. „Schreib-Treibmittel“, sein „Seelentrunk“, „Magen-Balsam“, sein „Weihwasser“ und die „vorletzte Ölung“ war das Bayreuther Bier. Keines schmeckte ihm so wie dieses und kein anderes ward ihm Brennstoff für sein künstlerisches Schaffen. Das ging soweit, dass er Aufenthaltsorte danach aussuchte, ob und wie er zu seinem brauen Gebräu kam. Sein ganzer Freundeskreis war in die Beschaffung des Nachschubs involviert. Wer in diesem Verhalten Formen abhängigen Alkoholismus erkennt, wird sich nicht irren. Auch seinen Zeitgenossen kam das schon seltsam vor. Doch ohne ein paar Halbe am Morgen kam er erst gar nicht in Schreibleune und „Trunkenheit, die den Geist lähmt, anstatt beflügelt, kenn ich (Jean Paul) nicht“. Der Glückliche? Aber ohne Bier geht es in Bayreuth auch heute wirklich nicht.

So lange man sich in der Innenstadt aufhält, fällt es nicht weiter auf, aber Bayreuth ist nicht unbedingt die fahrradfreundlichste Stadt Bayerns. Sie repräsentiert eher noch das Ideal einer autogerechten Stadt. Breite 4-spurige Schneisen zerschneiden sein Stadtbild. Schnell rein und schnell wieder raus. Dieses städtebauliche Konzept hat sich zwar überholt, besteht aber weiterhin. Mit der Universität sind viele junge Menschen mit ihren Fahrrädern nach Bayreuth gekommen. Der Campus, die Innenstadt und die „to go places“ liegen eng zusammen und werden mittlerweile auch von Radwegen erschlossen.

Also einmal über den Wilhelmsplatz und hoch zum Grünen Hügel fahren, schauen, spotten, neiden und über den Bahnhof und das Stadtbad zurück zum Rotmain und an seinem Ufer (Eilrodtweg) über der Äußere Badstraße unter der Autobahn hindurch hinauf zur Eremitage. Nomen est omen. Einsamsein und Melancholie, die Motive der Frühromantik. Da Markgraf Friedrich von Bayreuth seine Gattin mit dem Hoffräulein von Marwitz betrog, suchte diese „Zuflucht“ mit Lektüren in bergkristallverzierten Mooshütten in Sanspareil oder eben in der auswärts von Bayreuth gelegenen „Einsiedelei“ mit seinen versteckten Grotten, Heckenquartieren, Laubengängen und Wasserspielen. Hier, im 1745 fertig gestellten Neuen Schloss, schrieb die Markgräfin ihre berühmt gewordenen Memoiren. Doch Mitleid mit der „armen“, betrogenen Gräfin braucht man nur bedingt zu haben. Sie selbst war, zeitgemäß, selbst mitleidlos gegenüber den zur Arbeit Zwangsverpflichteten, den für einen Hungerlohn schuftenden Handwerkern und den 10 Stunden lang Blattgold wälzenden und hämmernden Waisenkindern, die lediglich mit einer Brotsuppe entlohnt wurden (Engelmann: Wir Untertanen, Just. S. 78)

Nach erfolgreicher Durchquerung der Einsiedelei führt der Weg die Königsallee hinab zur Rollwenzlei, Jean Pauls beliebtesten „Einkehrschwung“. Die stark befahrene Straße geht es auf Radwegen weiter bergab Richtung Hofgarten, in dem Erstsemester gerne in die Geheimnisse des zukünftigen Studienlebens eingeweiht werden und dabei mitunter makabre

„Bewährungsproben“ bestehen müssen. Hier befindet sich auch Deutschlands einziges Freimaurer Museum. Nach einem Besuch lösen sich hoffentlich viele Vorurteile darüber in Luft auf. In Wagners städtischer Residenz, der Villa Wahnfried, gleich daneben, bleiben eher Fragen offen. Auch das Jean Paul Museum befindet sich hier. Weiter geht die Fahrt auf der Bismarck- und Bambergerstraße Richtung Sonnenuntergang (Adalbert Stifter), vulgo nach Westen.

Dort, ganz in Westen von Bayreuth, in Donndorf, liegt das **Lustschloß** „Fantasie“ mit seinem ursprünglichen barocken Garten, der im Lauf der Zeit zu einem „empfindsamen“ Landschaftsgarten, von Jean Paul als „artistisches Lust- Rosen- und Blüenthal“ oder „ersten Himmel von Bayreuth“ gerühmt, umgestaltet wurde. Von 1839 bis 1881 wurde das Schloss umgebaut und der Garten durch landschaftliche Parkräume, so nennt man heute die Skulpturen, Terrassen und Brunnen, ergänzt. Seit dem Jahr 2000 ist hier das erste Museum Deutschlands zur Geschichte der Gartenkunst untergebracht. Es dokumentiert die wechselvolle Geschichte der Gartenmoden, zeigt Pflanzbücher ebenso wie u.a. im Spindler-Kabinett oder dem Weißen Saal höfische Lustbarkeiten al fresco.

Zurück geht es über den Matzen- und Meyernberg auf der Fantasiestraße zu den Brauereien Glenk und Becher. Über den Mistelbach und die Maximilianstraße kommt man wieder zum Hofgarten. Über den einen oder anderen Biergarten oder eine Wirtschaft geht es zurück zum Ausgangspunkt oder man erweist Herrn Wagner in seiner Stammgaststätte „Die Eule“ die Ehre, ein heute immer noch beliebter Einkehrort mit einem schönen Biergarten. Größer und der Zeit angepasst ist „Maisel’s Bier Erlebniswelt“ als Teil der Konzeptgastronomie Maisel & Friends mit angegliederter Weißbierbrauerei. Da auch das Alkoholfreie sehr süffig ist, steht der Weiterfahrt zur „Fantasie“ nichts im Wege. Auch im Bayreuther Untergrund, seinen Katakomben, lässt sich die Tour mit einer Führung und Bierverkostung beenden.

2. Auf Humboldts Spuren

Mit der nächsten Tour begibt man sich auf Goldsuche. Nicht nur als Metall kann es viele Farben annehmen. Weißes Gold steht auch für Porzellan, sogar das hiesige Bier ist goldfarben und UNESCO geadelt (Zoigl). Humboldt ist aber wegen der Wiederbelebung des Bergbaus und u.a. zur Goldgewinnung nach Oberfranken beordert worden. Da die Böden karg, die Arbeit hart und die Herrscher Protestanten waren, wurde in dieser Gegend als einer der ersten in Deutschland die Kartoffel kultiviert. Viele Mäuler konnten damit gestopft werden. In ganz Bayern wird die Kartoffel am liebsten in Form eines Knödels zu sich genommen. Dabei ist leider oftmals die Größe wichtiger als der Geschmack. R.W.B. McCormack stellt hierzu in seiner Ethographie „Tief in Bayern“ eine interessante Analogie her. Er vergleicht die Knödel mit den Kugeln des Rosenkranzes und unterscheidet hier wie dort unter Vaterunserkartoffeln(kugeln) und Gegrüßetseistdumariakartoffeln(kugeln). Auch heute sind die Knödel hier noch so groß wie Handbälle. Am besten sollen sie sein, wenn sie unter der Achsel gerollt werden. Der Schweiß soll zudem verhindern, dass die rohen „Klöß“ sich verfärben. Auch wenn man das nicht weiß oder glaubt, schmecken sie extrem lecker.

Franken und Preußen

Der geheime Hausvertrag „Pactum Fridericianum“ regelte die Erbfolge zwischen den Fürstentümern Ansbach und Bayreuth und Preußen. Da die fränkischen Marktgrafen kinderlos blieben, gingen ihre Ländereien am 28.1.1792 in preußischen Besitz über. Verwaltet wurden sie von dem „Vizekönig“ Karl August Freiherr von Hardenberg mit dem Ziel, ein geschlossenes Staatsgebiet zu schaffen, die Landesverwaltung neu zu strukturieren und die

Staatsfinanzen zu sanieren. Um dies gewährleisten zu können, tauschte er eine Vielzahl der alten Beamten aus und ersetzte sie durch „auswärtige“ Sachverständige. So wurde auch **Alexander von Humboldt** im Juli 1792 nach Franken geschickt, um eine Bestandsaufnahme des hiesigen Berg- und Hüttenwesens vorzunehmen. Sein ausführlicher Bericht über die Bergbauämter Goldkronach, Wunsiedel und Naila führte im Mai 1793 zu seiner Versetzung nach Franken, um den Bergbau dort neu zu beleben. Unter Einsatz seines Lebens, führte er auch gesundheitliche (eine Atemmaske und die „Lichthalter“ genannte Berglampe mit längerer Brenndauer, deren Erprobung ihm fast das Leben kostete) und soziale („Bergbau-Hilfsskasse“) Verbesserungen für die Bergleute ein. Die von ihm gegründeten Bergbauschulen in Bad Steben und Arzberg waren die ersten ihrer Art in Deutschland. Hier, wie zuvor schon in Freiberg, legte er den wissenschaftlichen Grundstein für seine späteren Entdeckungsreisen u.a. nach Südamerika. In den fünf Jahren seiner Amtszeit wechselte er zwischen seinen Wohnsitzen in Goldkronach, Goldmühl und Arzberg.

Bergbau

Seit dem frühen Mittelalter wurde im **Fichtelgebirge** Erzabbau betrieben. Man förderte auf diese Weise vor allem Gold, Zinn, Kupfer, Eisen, Steinen und Erden zu Tage. In an Flussläufen angesiedelten Hammerwerken wurden sie zerkleinert und in Schmelzöfen und Schmieden weiterverarbeitet. Das für den Bergbau und die Verhüttung nötige Holz lieferten die Wälder des Fichtelgebirges. Der Transport erfolgte über seine Flüsse. Die meisten dieser Bergwerke waren bis zum 30-jährigen Krieg ausgebeutet. Vor allem der Abbau von Alaun und Zinnerzen hatte aber weiterhin große Bedeutung. Doch so hochentwickelt wie die Oberpfalz, vom 14. Jh. bis zum 17. Jh. „das“ europäische Eisenzentrum und „Ruhrgebiet des Mittelalters“, wurde das Fichtelgebirge nie.

Dennoch wurde in **Oberfranken** seit dem Mittelalter erfolgreich Gold-, Eisen- und Kupfererze gefördert. Schon seit 950 wurde in Goldkronach untertägiger Bergbau betrieben, u.a. wurde in der am Zoppatenbach gelegenen Fürstenzeche Gold gefördert und eingeschmolzen. Zwar stellte Humboldt in seiner Generalbefahrung fest, dass es im Berg noch reichhaltige Golderzvorkommen gäbe, die Förderung und Aufbereitung jedoch ein zu großes wirtschaftliches Risiko darstelle.

In Wunsiedel und Weißenstadt wurde im Mittelalter das Zinn aus dem Fichtelgebirge mit dem Eisenblech aus der Oberpfalz weiterverarbeitet. Doch schon vor Humboldts Aufenthalt fand hier kein Bergbau mehr statt. Anders im Fichtelgebirge. Um Arzberg waren nach über 300 Jahren intensiven Bergbaus im Jahre 1850 noch 20 Gruben in Betrieb, von denen die letzte, der „Kleine Johannes“, erst 1912 aufgegeben wurde.

Einige Bergwerke wie das Arzberger Gleißinger Fels, Fichtelberg-Neubau, Weißenstadt, Goldkronach und Wunsiedel wurden in letzter Zeit durch Besucherbergwerke und Museen neu erschlossen und zu dem Humboldt- und den GEO-Erlebniswanderweg verbunden. Der ortansässigen Bevölkerung war das aber genug Humboldt. 2021 entschieden sich die Bürger von *Goldkronach* in einem Bürgerbegehren gegen die Erstellung eines *Alexander-von-Humboldt*-Museumsparks. Die zugesicherten staatlichen Zuschüsse waren zweckgebunden und konnten nicht in den Ausbau der Kanalisation oder das Feuerwehrhauses umgeleitet werden. Na so was! Dafür gibt es hier ja schon ein Humboldt Wohnhaus, das Humboldt Kulturforum im Schloss und einen vielbesuchten lost place, den „Pfarrer im Sündereck“. Wer braucht da noch mehr?

Kartoffel

Karge Gegend, reichlich Arbeit – und irgendwie muss man die Leute dabei auch irgendwie satt bekommen. Am einfachsten ging dies mit der Kartoffel: „In der Früh Bramburi, zu Mittag Erdäpfel und am Abend Grundbirnen“, wie dies in armen Regionen üblich war. Der Name verspricht Abwechslung, doch die Pflanze bleibt die gleiche.

Der erste feldmäßige Anbau des Nachtschattengewächses auf deutschem Gebiet ist 1647 im oberfränkischen Pilgramsreuth nachgewiesen. Die lokale Initiative zu dieser Innovation ging von einem Bauern aus, der sie nachbarschaftlich weiterverbreitete. Der Ertrag konnte soweit gesteigert werden, dass Exporte sogar nach Preußen möglich wurden. Dort förderte der preußische König 1740 den Kartoffelanbau. Auch selbstversorgende Pfarrer mit ihren Pfarrgärten hatten bei der Weiterverbreitung der Kartoffel vorbildhafte Funktion. Bereits im Österreich-Preußischen Erbfolgekrieg (1778/79), auch als „Erdäpfelkrieg“ benannt, bei dem von beiden Kriegsparteien versucht wurde, den Gegner auszuhungern, kam der Kartoffel kriegsentscheidende Bedeutung zu. Als es keine Kartoffeln mehr zur Verpflegung der Soldaten gab, war der Krieg vorbei. So einfach ist/war das manchmal.

1680 verbreitete sich der Kartoffelanbau ins Vogtland, von dort nach Thüringen, Sachsen und in die Pfalz. 1719 wird zum ersten Mal der Begriff Erdäpfel verwendet. Die Kartoffel wurde dort zunächst als Getreide- oder Mehlersatz verwendet, verdrängte Breie, Grützen und Knödel, wurde zu Brot verarbeitet und zu Schnaps gebrannt. Sie diente anfänglich auch noch als Stärkemehl und Haarpuder. In ärmeren Regionen wie dem Bayerischen Wald und der Oberpfalz, zumal dort wo bisher Eintöpfe verbreitet waren, konnte sie sich leichter durchsetzen. Hier wurde auch das kreative Potential in der Verarbeitung der Kartoffel geweckt. Verwendung fand die Kartoffel nun in Puddings und in der vielfältigen Zubereitung von Klößen. Gegessen wurden Kartoffeln dort auch mit Schwand, in der Brühe, als Salat oder Bratkartoffeln. Erst das europaweite Hungerjahr 1770/71 und eine entsprechende Verordnung von Kurfürst Maximilian III. Joseph zur Kultivierung von Brachflächen mit dem Ziel, die Bevölkerung zuverlässiger mit Nahrungsmitteln zu versorgen und Hungersnöten vorzubeugen, verhalf der Kartoffel zu ihrer landesweiten Verbreitung. Da gleichzeitig neue Anbaumethoden eingeführt und verstärkt Feldfrüchte und Kartoffeln (Hackfrüchte) angebaut wurden, konnte der landwirtschaftliche Produktion erhöht und die ganzjährige Stallfütterung erreicht werden. Diese Entwicklung führte zu einem Bevölkerungswachstum in ganz Europa. Viele Menschen wanderten aus der landwirtschaftlichen Produktion in die Städte, in Manufakturen und Fabriken ab. So hat die Kartoffel die industrielle Revolution erst ermöglicht.

In Bayern hat sich vor allen Graf Rumford für die Kartoffel durch Anlegung von Garnisonsgärten (Englischer Garten in München) und als Grundlage für die Ernährung ärmerer Menschen (Rumford Suppe) stark gemacht. Trotz anfänglicher massiver Widerstände und Vorbehalte gegen die Kartoffel, konnte im 19. Jahrhundert die Rumford Suppe durch Zugaben von Fleisch auch in bürgerliche Kochbücher vordringen und sie so zu einer vollwertigen Mahlzeit machen. Geadelt wurde die Kartoffel erst durch Johann Rottenhöfer, dem Leibkoch Ludwig II. Dieser vermochte auf einzigartig verfeinerte Weise Ludwigs Lieblingsgericht, in Asche gebratene Kartoffeln, zuzubereiten, wie dieser sie durch seine Mutter, Prinzessin Marie von Preußen, kennen und schätzen gelernt hatte.

Zoigl, eine Oberpfälzer Spezialität

Was passt zu einer deftigen Speise? Bier – das Grundnahrungsmittel in Bayern, zumal in Zeiten, in denen das Wasser verschmutzt und das gegorene Getränk die einzige Möglichkeit zu gefahrloser Flüssigkeitsaufnahme war.

Noch im 19. Jh wurde in 75 Orten in der Oberpfalz in Kommunbrauhäusern Bier gebraut. Dieses wurde anschließend in einen Keller des Zoiglwirts gefahren, um dort mit untergäriger Hefe vergoren zu werden. Von diesen Brauhäusern haben sich bis heute 5 aktive Braustätten erhalten. Als (Kenn-)Zeichen oder (An-)Zeiger, oberpfälzisch eben „Zoigl“ oder „Zeigel“, dafür, dass in einem Haus Zoigl ausgeschenkt wurde, diente der an einer Stange an der Hauswand befestigte sechszackige Stern, formgleich mit einem Davidstern. Der Zoigl-Stern wurde seit dem frühen 15. JH. verwendet und symbolisiert die Zutaten Wasser, Malz und Hopfen. Wurde die Stange entfernt, war der Biervorrat ausgetrunken. In Franken gab es zudem Kommunbrauhäuser, die mit dem (Aus-) Schankzeichen des „Flinderers“ angezeigt wurden. Auch diese waren an einer Stange am Ausschankort angebracht und „flatterten im Wind“. Vor allem in Seßlach wird diese Tradition noch gepflegt. Dort heißen die Biere „Hausbrauerbier“. Beiden ist ihre charakteristische goldgelbe Farbe gemeinsam.

Porzellan

Vom gelben zum weißen Gold ist es nicht allzu weit. Ist das gelbe zur Zeit wertstabiler denn je, verkommt das weiße zur billigen Ramschware. Doch das war nicht immer so.

Der Alchemist und Apotheker Johann Friedrich Böttger entzog sich 1701 nach seiner Aufsehen erregenden Umwandlung von Silber in Gold der Befragung durch seinen Brandenburgischen Landesherrn und fand Zuflucht bei August dem Starken. Abgeschirmt von seiner Umwelt und streng bewacht sollte er für den sächsischen König Gold herstellen. Dies misslang Böttger ebenso wie seine zahlreichen Fluchtversuche. Doch statt des gelben Goldes gelang ihm 1708 erstmals die Herstellung von modernem Porzellan, des „weißen Goldes“. August der Starke ward zufrieden und gründete 1710 die später so benannte „Königliche Porzellanmanufaktur Meissen“.

Porzellan wird aus einem Gemisch von Kaolin (Porzellanerde, Porzellanton), Feldspat und Quarz hergestellt. Kaolin, ein weißes, eisenfreies Gestein war schon früher in der Pharmazie als Bolus alba oder Pfeifenerde in Verwendung. Sein Hauptbestandteil, Kaolinit, ist ein Verwitterungsprodukt des Feldspats. Sein Hauptabbaugebiete in Deutschland befindet sich bei Hirschau in der Oberpfalz, in der Hirschau-Schnaittenbacher Senke. Im Jahr 1814 erhielt Carolus M. Hutschenreuther die Konzession zum Abbau und zur Verwertung dieses bislang ungenutzten Minerals und erschloss damit dieser bis dahin entlegenen und ärmlichen Gegend eine neue Arbeitsmöglichkeiten. Da sich hier auch die anderen zur Produktion von Porzellan befindlichen Materialien (Quarz, Feldspat und Fichten und später böhmische Braunkohle als Brennstoff) in nächster Umgebung befanden, siedelten sich in der Folge immer mehr Porzellan produzierende Firmen an. Deren europa- und zeitweise weltweiten Erfolg wurde durch den Bau der Eisenbahn maßgeblich befördert. Nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Bau des „Eisernen Vorhangs“, verfiel diese einst so strukturstarke Gegend. Billige Konkurrenzprodukte aus den aufstrebenden asiatischen Schwellenländern versetzten diesen Industriezweig endgültig das wirtschaftliche Aus.

Beispielhaft lässt sich das an Arzberg beobachten. Kaum ein Mensch auf der Straße, billige Geschäfte, lieblose Besucherführung. Fragt man jemanden, dann heißt es oft „weiß ich nicht, bin nicht von hier“, auch wenn sich dann herausstellt, dass man direkt vor dem Nachgefragten steht. Am tristesten ist die Auffahrt zur ehemaligen Porzellanfabrik Arzberg. Eine Industriebranche gibt der anderen die Hand und dazwischen heruntergekommene Villen, in denen wohl einst die Fabrikbesitzer residierten. In der Porzellanmanufaktur gibt es noch einen Fabrikverkauf. Mehr los ist in Selb. Rosenthal hat dort viel für das Image des heimischen Porzellan getan. Einmal im Jahr findet hier auch ein gewaltiger Flohmarkt rund ums Porzellan statt. Hier findet man dann die Geschirrtteile, die man auch über Ebay nicht ergänzen kann.

3. Ein romantischer Idealraum: in der Fränkische Schweiz

Die Fränkische Schweiz, früher nur als das „Jura“ bekannt, definiert sich geographisch aus dem groben Dreieck zwischen Bayreuth, Forchheim und Pegnitz mit seinem Wechsel an katholischen und protestantischen Ortschaften, in dem ursprünglich auch „Landfremde“ wie Juden und „Welsche“ (Italiener) Aufnahme fanden.

Sie ist trotz ihrer touristischen Erschließung - zunächst als romantischer Idealraum, als Schweiz en miniature, dann mit ihrer „Entdeckung“ durch die NS-Bewegung „KdF“ als deutscheste aller Regionen (Gau) - für viele immer noch eine Landschaft voller Mythen und Rätsel. In ihr lassen sich Dinge entdecken, die anderenorts längst verschwunden sind.

Mythenbildend sind nicht nur weltliche Güter wie die Blue Jeans und Wiener Würstchen, die von hier aus Weltfahrt aufnahmen. Vielmehr sind es seine tiefgesägten Flusstäler mit seinen Mühlen, Burgen und Höhlen wie der Teufelhöhle in *Pottenstein*, in denen der Zugang zur Unterwelt vermutet wurde/wird. Manche der Burgen sind seit vielen hundert Jahren in Familienbesitz, können aber mittlerweile wie die imposante *Burg Egloffstein*, besichtigt und von „Fremden“ bewohnt werden. Die schroffen steil aufragenden Felsen, auf deren Rücken die Burgen thronen, sind heute Wallfahrtsstätten von Sportkletterern.

Nicht weniger mystifiziert und religiös „aufgeladen“ sind seine Berge. Allen voran der *Veitsberg*, der heiligen Berg Frankens, auf dessen Gipfel Victor von Scheffel zum „Frankenlied“ inspiriert wurde. Von hier aus sah er auf (s)ein Volk, das von ihm Fremden aus den tiefsten Süden regiert wurde. Noch identitätsstiftender ist das „*Walberla*“, die Ehrenbürg, gekrönt von der Kapelle der Hl. Walburgis. Nicht nur den Brocken sollen die Hexen in der Nacht zum 1. Mai angefliegen haben. Manche machen das wohl heute noch. Dieser Kuppelberg bietet gute Aufwinde zum Abheben und Ausblicke ins Land, vor allem wenn „*Kellerwetter*“ ist. Das ist dann der Fall, wenn sich der Franke an sonnigen Tagen „auf den Keller“ begibt, in die schattigen Biergärten unter denen das lagert, was den „Doshd“ zu stillen vermag – das Bier. Bier, Kellerwetter und Walberla gehören einfach zusammen. Und was dem Japanern ihr Fudschijama, ist den Franken eben ihr Walberla: „Es walbälä is unsä fudschijama/edä mou in seim lehm ämall nuaf/obbä dä schnäi fehld im summa, dä schnäi“ (Fitzgerald Kusz, zit nach Krumme Wege S. 50). Und wenn dann noch die Kirschblüte in Franken die Landschaft wie mit „Schnäi“ überzieht, dann kann man diese Assoziation durchaus verstehen.

Doch von Mythen kann man nicht abbeißen. Jahrhunderte lang war die Fränkische Schweiz ein Armenhaus, das viele so schnell wie möglich verlassen wollten. Mitte 19. JH lebten allein in Pottenstein viele Hunderte Familien von Suppe aus Wasser und Kartoffeln, mit wenig Salz und Schmalz. Auch die (zu) vielen Mühlen an den Flüssen, mögen sie heute pittoresk erscheinen, damals boten sie den Müller nur eine karge, kümmerliche Existenz. Sie gruben sich im wahren Wortsinn gegenseitig das Wasser ab und damit die Basis zum Lebensunterhalt. Fehlte das Wasser um die Mühlen zu betreiben, musste der Müller selbst Hand anlegen. Mit Korbflechten haben sie sich ein Zubrot verdient, ehe viele von ihnen auswanderten. Das wenige was sie hatten und anbauen konnten wurde zudem oftmals durch wilde Herrschaftsjagden „untergepflügt“. Heute sind viele der verbliebenen Mühlen herausgeputzte Schmuckkästchen wohlhabender Pendler.

Erkundungen

Auf den Weg kann man sich per Rad oder als guter Tourist auch mit dem Auto machen. Startpunkt ist Bayreuth-Süd. Zunächst geht es nach Oberkonnersreuth. Das „richtige“ Konnersreuth, das mit der berühmten Resl, liegt überraschenderweise nicht in der Nähe, sondern bei Arzberg nahe der tschechischen Grenze (Link), also ein ganzes Stück entfernt. Weiter zum benachbarten Schloss Thiergarten, in dem es keinen gibt und von dort zum „Arsch“ des Hummeltals nach Gesees. Kennt jeder Autofahrer aus Staumeldungen, muss man aber nicht zwinglich gesehen haben. Also weiter durch das Hummeltal nach Muthmannsreuth und Vorderkleeblatt. Hier kann man entweder über den Aussichtspunkt Platte oder direkt nach Cristanz ins Ahorntal abzweigen. Jetzt ist es nicht mehr weit bis Schloss Rabenstein mit seinem Greifvogel- und Eulenkamp und einer fast einen halben Kilometer langen Tropfsteinhöhle. Zeit für eine ersten Rast. Hier muss man sich entscheiden wie man Gößweinstein erreichen will. Der kürzeste Weg führt das romantische Ailsbachtal entlang, aber man ist ja nicht hier um es kurz zu machen, sondern die Landschaft vollumfänglich in sich aufzunehmen.

Also nach Waischenfeld abbiegen und das Tal der Wiesent erkunden. Jeder*e Literatur affine Mensch sollte jetzt stutzen. Waischenfeld? Schon mal gehört? Aber ja doch, in dessen Nähe befindet sich die Pulvermühle, in der 1967 die berühmte Tagung der „Gruppe 47“ stattfand, heute eine Ziel von Kaffeefahrten - auch diese eine der vielen „Belletristen“. Nach Rabenstein kommt Rabeneck. Scheint damals viele von den Viechern gegeben zu haben. Das andere Schloss, eben Rabeneck, um das wohl auch die namensgebenden Vögel flatterten, lässt man hinter sich, kommt an der mystischen Riesenburg vorbei und in Gößweinstein raus.

Als andernorts nächtliche Karfreitagsprozessionen mit Geißlern längst untersagt waren, fanden sie in Gößweinstein immer noch statt. Nicht nur tiefe Religiosität begründete ihr Handeln, sondern die von der Kirche angebotenen Verpflegung und die Almosen der Zuschauer. Ziel war die Basilika „Zur heiligsten Dreifaltigkeit“ von Balthasar Neumann, die heute nach dem Schweiß der vielen Buswallfahrer riecht. Dokumentiert wird das religiöse Treiben im dortigen Wallfahrtsmuseum. Neben der Aussicht auf himmlische Heil, gibt es auch noch die profane von der Burg mit seinem Biergarten. Im Höhenschwimmbad mit seinem bisher noch kostenlosen Eintritt kann man auf bella figura machen, sich im Eibenwald verzaubern lassen und schließlich dem Chronisten und literarischen Lobhudeler der Region, Victor von Scheffel (Denkmal seit 1929), die Aufwartung machen.

Die regionale Schnapsbrennerei und Schafhaltung entsprang nicht kulinarischen Vorlieben oder landschaftspflegerischen Interessen, sondern sie boten auf den kargen Böden ein notwendiges Zubrot. Das alltägliche Tragen der Tracht, bis weit ins 19. JH als äußeres Zeichen der Armut und Rückständigkeit angesehen, ist hier eher pittoresk und Ausdruck einer „heilen Welt“. Die in der Münchner Fußgängerzone sitzenden „Kräuterwaibla“ geben davon ein lebendiges Zeugnis ab.

Schon mal hier, kann man noch ein ganzes Stück die Wiesent weiter entlang fahren. Hier gibt weitere Burgen, Burgruinen (Neudeck) und Fake-Burgen, wie die 1941 von den Nazis erbaute camouflierte Raubritterburg Feuerstein, die das Institut für Hochfrequenztechnik (heute ein Jugendhaus) vor Luftangriffen bewahren sollte. Und natürlich weitere Landschaftslöcher, die in die Tiefe und die Unterwelt führen wie die berühmte Binghöhle in Streitberg, die mittlerweile wieder den Namen ihres Entdeckers, des jüdischen Spielwarenfabrikanten Bing aus Nürnberg tragen darf. Wer den Abstecher nicht mit dem Rad unternehmen möchte, dem sei die dampfbetriebene Museumsbahn ans Herz gelegt.

Nächstes Tal, nächstes Glück. Von Gößweinstein geht es weiter die Püttlach entlang nach Pottenstein. Hier gibt es, wen wundert es, eine Höhle, die Teufelhöhle, und eine Burg, die 1000 jährige Schutzburg der HL Elisabeth. In der Höhle kann man sein Asthma therapieren, im Felsenbad seinen Mut beweisen und am Erlebnisfelsen die Pottensteiner Himmelsleiter erklimmen. Abheben nach Hexenart sollten aber nur Geübte. Wie das geht veranschaulicht ein Besuch im Museum Fränkische Schweiz. Zudem gibt es hier wie eine Autorin festgestellt hat, ein Geschäft mit den ältlichsten Damenblusen der Welt. Fällt einem als Mann natürlich nicht so auf. Nicht nur deswegen war für sie so eine Reise durch die deutsche Provinz ein Wohlfühltrip des inneren Spießers, bei dem man als Piefke unter Piefkes bleibt. Auch wenn es in vielen Gegenden und Fremdenverkehrsprospekten in Bayern gerne beschworen wird: dies hier ist eben keine Toskana, doch auch die ist nur ein imaginärer Sehnsuchtsort.

Realiter geht es die Püttlach weiter entlang zum gleichnamigen Ort und über Trockau nach Lindenhart. Hier befindet sich das größtes Kunstwerk der Region: die 14 Nothhelfer Tafeln von Matthias Grünewald in der Kirche St. Michael. Geschaffen wurden sie 1503 für die Kirche in Bindlach. Nachdem diese dem Zeitgeschmack angepasst wurde, sprich barockisiert wurde, passte das spätgotische Werk nicht mehr so recht zur Einrichtung. 1687 wurden sie dann der Pfarrgemeinde Lindenhart überlassen, nachdem deren ursprünglicher Altar bei der Brandkatastrophe im Jahr 1684 in Flammen aufging. Dort übergab man sie erst einmal dem Schlaf der Jahrhunderte. 1926 wurden sie von Karl Sitzmann „wiederentdeckt“ und wissenschaftlich beschrieben. Seitdem sind sie ein kultur- und kunstgeschichtliches must. Doch ursprünglich hatten sie eine ganz andere „Aufgabe“: sie sollten in der Not helfen. Hinter einer Hauptfigur drängt sich der Rest der Nothelfer, u.a. der Hl. Dionysius in lachsfarben Mantel, sowie ein junger, gestraffter St. Georg. Christophorus wuschelt das Christkind, Pantaleon eigene Hände sind am Kopf festgenagelt, die Gedärme von Erasmus auf eine Haspel gewickelt und in Franken besonders beliebt der Exorzist Cyriakus, der einen haustierkleinen Dämon am Ben festhält. Das alles üppig umkränzt mit viel Gold. Schutz boten die 14 Burschen gegen körperliche Beschwerden wie Veitstanz, Wochenbettprobleme oder Stottern.

Nach soviel geistlichem Beistand geht es weiter nach Creussen mit dem Krügemuseum im ehemaligen Scharfrichterhaus. Hier hat man als Radfahrer die Möglichkeit mit der Bahn retour nach Bayreuth zu fahren, auf der Bier- und Burgenstrasse oder den Ausgangsort Bayreuth über Emtmannsberg zu erreichen.

Übernachten: Streitberg: Hotel Altes Kurhaus, Fachwerkhaus und alte „Molkekuranstalt“, eine der ersten Touristenattraktionen der Fränkischen Schweiz, Landgasthof Schatz, Hollenberg im Püttlachtal südlich von Püttlach, Hirtenhaus Etzdorf, südlich von Gößweinstein

Einkehrmöglichkeiten: Gut Schönhof, Eichenbirkig, bei Burg Rabeneck, Biobetrieb, Jura Lamm; Brauereigasthof Wirnkler, Bronn, südöstlich von Pottenstein; Gasthof Bauernschmitt, Kirchenbirkig, im Süden von Pottenstein; Gasthaus Persau, Püttlach